Der

Telegraph von Berlin.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich alle Freitage 1¼ bis 1½ Bogen Text. Zu jeder Nummer gehört ein Modekupfer, welches sechs Abbildungen der neuesten Pariser und Wiener Moden enthält; auch werden von Zeit zu Zeit Zeichnungen der neuesten Meubles ꝛc. beigegeben werden.

Eine Zeitschrift

für

Unterhaltung, Mode, Lokalität und Theater.

Herausgegeben von R. v. Rädern.

Der Pränumerationspreis ist für Berlin monatlich 12 Sgr. 6 Pf., vierteljährlich 1 Rthlr. 5 Sgr.; für auswärtige Theilnehmer vierteljährlich 1 Rthlr. 10 Sgr. Die Königlich wohllöblichen Postämter und alle soliden Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

Nur im Kraftgefühle
Männlicher Beharrlichkeit
Kämpft man sich zum Ziele.
Matthisson.

№ 5. Berlin, den 3. Februar 1837.

Der Indianer.

(Nach dem Englischen.)

Es war in der zwölften Nacht, seitdem ich, von einer längst gehegten Reiselust angetrieben, Neu-Orleans Ende Mai 1829 verlassen hatte, um all' die romantischen Fährlichkeiten und Freuden, den staunenerregenden Wechsel wilder Naturscenen in den indianischen Urwäldern kennen zu lernen: als ich langsam in eine tiefe Schlucht hineintrat, welche, wie der sie durchrieselnde Bach, „Mörder-Creek" heißt; hier wurde vor etwa 20 Jahren eine reisende Gesellschaft von dreißig Weißen, die dort übernachteten, von einer Schaar Indianer überfallen und umgebracht, wovon der Bach den obigen Namen erhielt. Meine Tagereise war sehr beschwerlich gewesen, ich hatte mehre Moräste durchwaten müssen, worin mein Pferd fast stecken blieb; ich war selbst, das Pferd an der Hand, zu Fuß durch einen Fluß gegangen und daher so ermüdet und durchnäßt, daß ich hier zu ruhen beschloß, mir Feuer anmachte, eine wollene Decke ausbreitete und nach einem kleinen eingenommen Mahle mich niederlegte, um von dem dichten Laube der Bäume überschattet, bis Tagesanbruch zu schlafen; mein Pferd hatte ich an einem nahen Gesträuch befestigt und mit seinem Abendfutter, einem Haufen Maisblätter, versehen; der Mond schien hell, es herrschte ringsum eine Stille, die um so beängstigender war, als sie nur durch ein dumpfes Brausen ferner Wasserfälle, durch das von Zeit zu Zeit hörbare Rauschen der Nachtwinde, durch das Murmeln der Bäche über ihr Kieselbett, durch das bald näher bald entfernter erschallende Heulen wilder Thiere, unterbrochen wurde; dabei ging mir der Gedanke unaufhörlich durch den Kopf, daß ich am Mörder-Creek lag; ich konnte vor Unruhe nicht schlafen. Endlich waren mir vor Ermüdung unwillkürlich die Augenlieder eben zu gefallen, als ich plötzlich im nahen Gebüsch ein Gerassel und Fußtritte vernahm. Ich wandte mich rasch dahin uud erblickte einen Indianer, der auf einem halb verbrannten Baumstumpf

saß, und seine Augen starr auf mich hingerichtet hatte. Ich schwieg und rührte mich nicht, er blieb ebenfalls stumm und bewegungslos; er war schlank und stark gebaut und trug ein weites Gewand von roth- und blau gestreiftem Zeuge, welches ein reich verzierter Gürtel, woran sein Tomahawk befestigt war, umschloß; in der Hand hielt er eine Flinte, über seine rechte Schulter hing ein Köcher mit Pfeilen, ein Bogen über die linke, und sein Kopf war von einem weißen Turban, geziert mit schwarzen Federn, bedeckt. So saß er da, mich unverrückt anstarrend; ich wagte kaum zu athmen, glaubte, er habe nicht bemerkt, daß ich aufgewacht sei und ihn gesehen hätte, und schloß meine Augen auf einen Moment wieder, um mich von der Ueberraschung ein wenig zu erholen; als ich wieder aufsah, war der Indianer verschwunden. Ich schalt mich selbst für einen ängstlichen Thoren, hielt mich überzeugt, ich habe nur wachend geträumt, und überließ mich nun nach dieser erschlaffenden Aufregung ungestört dem Schlummer. Ich mochte etwa einige Stunden geschlafen haben, als ich wieder erwachte; mein Nachtfeuer war fast ausgebrannt und der Mond durch dichtes Gewölk bedeckt; aber das erste was ich erblickte, als ich mich spähend aufrichtete, war der Indianer; er saß, wo ich ihn vorher gesehen, doch nur abwechselnd bei'm letzten Aufflackern meines Feuers dunkel erkennbar. Ich stand rasch auf und ergriff eines meiner Terzerole, die ich neben mich hingelegt hatte; auch er erhob sich, und kam langsam auf mich zu; ich hielt ihm das Terzerol entgegen, doch ein mit Blitzesschnelligkeit unerwartet geführter Schlag seines Tomahawks traf meinen Arm und das Terzerol fiel losbrennend mir aus der Hand. Ich wollte rasch das andere ergreifen, doch er sprang schnell auf mich zu, faßte mich an die Kehle und schien mich mit seiner Streitaxt niederschlagen zu wollen. Des Todesstreiches gewiß, flehte ich durch Zeichen und Blicke um Erbarmen. Er sah mich ein kleines Weilchen still an, ließ mich dann los, nahm mein zweites Terzerol und schoß es in die Luft ab. Nun zündete er eine Pfeife, die er hervorzog, an den glühenden Kohlen an, that einige Züge daraus und gab sie mir alsdann; jetzt, da er so das, den Indianern heilige, nie verletzte Symbol des Friedens und der Gastfreundschaft mit mir ausgetauscht hatte, war ich ruhig, denn ich war demnach in seinen Händen sicher und ungefährdet. Bisher hatten wir kein Wort mit einander gesprochen, und ich wußte auch nicht, wie ich mich ihm, da ich keiner der indianischen Dialekte mächtig bin, verständlich machen sollte; da, welche neue Ueberraschung! — sprach er plötzlich in ganz gutem Englisch die Worte zu mir: „Mächtig zieht der Sturm heran, komm, mache Dich bereit, folge mir sogleich." — „Wohin?" fragte ich. — Ohne Antwort schritt er eine kleine Strecke vorwärts und blieb dann stehen indem er, mich erwartend, sich nach mir umblickte. Ich gehorchte, sammelte rasch meine Reisegeräthe, sattelte mein Pferd und bestieg es; der Indianer ging, einen schmalen Jägerpfad einschlagend, vor mir her, ich ritt still hinterdrein; es ward immer finst'rer um uns, ich konnte meinen Führer kaum mehr sehen, da ergriff er mein Pferd bei'm Zügel und leitete es. So ging es, meiner Rechnung nach, ungefähr 6—7 englische Meilen fort durch Finsterniß und Dickicht, als der Indianer Halt machte. Wir befanden uns an einem kleinen Rasenplatz, worauf ich eine ganz einfache Hütte erblickte, die aus einigen in den Boden gesteckten jungen Bäumen, oben mit der Rinde des Cederbaums belegt, bestand; es war die Wohnung meines Führers. Ich stieg vom Pferde, knüpfte seinen Zügel an einen Baum und ging dem Indianer in die Hütte nach. Das einzige Hausgeräth darin war ein Lager von Büffel- und Rehhäuten; sonst waren die Wände mit Kugelbüchsen, Streitäxten, Skalpirmessern, Schrootbeuteln, Pulverhörnern, Bogen, Pfeilen und allerlei Fellen behangen; mit Entsetzen zählte ich 15 Hirnhäute, wahrscheinlich sämmtlich von erschlagenen Weißen; es waren Kinder und

Greise darunter, auch eine von einem Frauenzimmer, mit langen nußbraunen Haaren. Der Schauder machte mich sprachlos.

Mein Wirth brachte mehrere Gerichte aus Mais, Wildbrett und ein Getränk von Korn, Honig und Wasser gemischt, forderte mich zum Essen auf und so verging wieder die Zeit unseres Mahls bei gegenseitigem Stillschweigen. — Dann aber begann der Indianer zu mir mit ernster Stimme: „Weißer Mann, ich fand Dich im Schlafe; Du warst mit Waffen versehen, ich entwaffnete Dich und rauchte mit Dir die Pfeife des Friedens. — Ein weißer Mann fand meinen Vater dereinst unbewaffnet und schlafend, und erschoß denselben während des Schlafes. Ich lag noch im Schooß meiner Mutter; doch meines Vaters Blut ward gesammelt, und ehe die Milch ihrer Brust meine Lippen benetzte, wurden sie von dem Blute geröthet, damit ich früher zu mir nähme die Nahrung der Rache, als die Speise des Lebens. — Das erste Wort, was ich, noch stammelnd, hervorbrachte, war — Rache; das erste Gefühl, dessen ich mir bewußt, tödtlicher Haß gegen die Weißen. Als ich das erstemal auf dem Grabe meines Vaters kniete und zu dem großen Geist betete, bat ich ihn er möchte mich nicht eher meiner Seele berauben, bis ich nicht mit dem Gewande des Blutes angethan wäre, meinem Vater im Lande der Geister als würd'ger Sohn vor Augen treten zu können. Mein Flehen ward erfüllt, ich habe meinen Eid gelöst! — Ich wuchs zum Mann empor und wurde durch Heirath dem Pantherstamme verbunden; in meiner Hütte, die damals am Ontario, dem See der tausend Inseln, sich befand, zählte ich drei Geschlechter: meine Mutter lebte noch, mir wurden Kinder geboren, wir waren eng' vereint als eine Familie! — Vergaß ich jemals meinen Eid? O nein! Gedachte ich jemals nicht des Zweckes, wofür ich lebte? Nimmermehr! An dem Tage, wo ich meinen Erstgebornen auf dem Arm der Mutter lächeln sah, brachte ich dem Geiste meines Vaters das erste Opfer: ein weißer Mann lag todt hingestreckt zu meinen Füßen; drei Monate d'rauf — der zweite — und wieder später bald — der dritte; dort an der Wand siehst Du sie, die Beweise dessen, was ich sprach. — Viermal war seitdem des Winters Schneebett gekommen, als ich eines Abends von der Jagd heimkehrte: — meine Hütte war niedergebrannt; meine Mutter fand ich allein auf den Trümmern sitzend; meiner Frau und meiner Kinder Gebeine hatten sich mit der schwarzen Asche der Hütte gemischt. — Ich sprach meiner Mutter Trost zu, die ganze Nacht hindurch und bei der neuen Sonne rief ich schmerzlich aus: Komm in die Wildniß hinaus, die Letzten unsers Stammes sind wir, und nur die einsam öden Wälder gewähren uns ferner Schutz! — Für immer verließ ich nun den See der tausend Inseln; eine Hand voll Asche, worunter der Meinen Staub, mit mir nehmend. — In dieser Wildniß baute ich mir meine neue Hütte. — Um die Zeit des nächsten grünen Getreides, als ich dem großen Geiste mein Opfer dankend darbrachte, trat ein weißer Mann bei mir ein: es war Abend, er hatte sich verirrt. Meine Mutter bebte zusammen, Schauder ergriff sie; sie sprach zu mir, und ihre Worte waren niederschmetternd wie der Sturm, der, Wälder zerstörend, einhertobt: Wisse, Sohn, der Fremdling ist derselbe, der einst Deinen unbewehrten schlafenden Vater erschoß. — So sprach sie, und nun höre, was weiter geschah!"

Mit diesen Worten stand der Indianer auf, und winkte mir, ihm zu folgen; er schritt in den Wald hinein, furchtbar still und ernst, ich bebend ihm nach. So ging es durch dicht verwachsene Gebüsche unter hohen Ahorn-Platanen, riesengroßen Cedern und Eichen vorwärts; ein starker Regen strömte herab, doch drang er kaum durch das Laub der Bäume zu uns durch. Da kamen wir an ein kleines Gerüst von Aesten und Zweigen errichtet, darauf lag ein Gerippe, neben ihm stand ein kleiner Krug. „Sieh hier!" sprach der Indianer mit dumpfer Stim-

me, „die Gebeine meiner Mutter, und in dem Kruge die Asche der Meinen!“ D'rauf schritt er rasch wieder weiter durch das Dickicht des Waldes, der Boden erhob sich allmählig, immer näher vernahm ich das Tosen eines Wasserfalls. Plötzlich befanden wir uns an einem steilen Abhang, ein Strom brauste wild einher und stürzte sich hier vielleicht über 200 Fuß tief in eine Felsenschlucht hinab. Mein Staunen, Angst und Beben erreichten bei diesem Natur-Anblick den höchsten Gipfel, ich war meiner kaum mehr mächtig. Da begann der Indianer: „Siehst Du jene Ceder, in der Mitte des Abhangs emporragend? — Dahin brachte ich jenen Weißen, der mich so unglücklich gemacht, auf der Gruft meines Vaters geboren zu werden. Ich sprach zu ihm: Du hast meinen Vater ermordet! — er bebte, wie meine Mutter, als sie ihn in unserer Hütte wiedergesehen; es ergriff ihn die Angst des Todes. — Das Blut meines Vaters hat Dir einen Flecken gemacht, den Du in diesem wilden Gewässern abwaschen mußt; — so rief ich, und er würde sicher entflohen sein, wenn ich ihn nicht gleich gefaßt, (dabei schlang er seinen kräftigen Arm krampfhaft um mich) und mit dem Rufe: Komm mit zum Geist der Welt und zu meinem Vater, der dem Blute seines Mörders und mir zulächelt, ihn in den Abgrund gestürzt hätte: er riß mich fast mit hinab, doch die Zweige jener Ceder retteten mich, und ich lag auf ihren Aesten, wie der Vogel im schirmenden Neste. Warum blieb ich leben? Warum kam ich noch nicht zu meinem Vater?“

Hier schwieg er still; eine lange, gräßliche Pause erfolgte. Ich ermannte mich und sprach darauf bebend zu ihm: „So hast Du dem Gelübde Deiner Kindheit genügt, hast Deines Vaters Tod an dem Geschlechte der Weißen, ja an dem Blute seines eigenen Mörders gerächt, als Dein letztes Opfer für sein Angedenken und Deine Rache!“ — „Letztes Opfer!“ rief er, mich unterbrechend, finster aus, „o nein, warum blieb ich leben, wenn der Zweck meines Lebens schon erfüllt gewesen wäre? Fünf Hirnhäute von Weißen hängen in meiner Hütte, die ich seitdem noch tödtete. — Doch ja, dieser Tag soll mein letztes Opfer sehen! Du hast recht; ich habe genug gethan und — gelebt, sonst würdest Du nicht mehr leben! Ich erspähte Dich am vorigen Abend, zweimal hatte ich schon meine Flinte auf Dich gerichtet, zweimal meinen Bogen; doch ich vermochte es nicht, Dich zu tödten, und mich überfiel eine seltsame Aengstlichkeit und Trauer; ich wachte neben Dir, als Du schlummertest, und wollte mich ruhiger zu Deinem Morde vorbereiten, da warf ich mich im dichten Gebüsch nieder und fragte den großen Geist, ob ich Dir das Leben nehmen sollte. Der Nachtwind stürmte durch die Blätter und mir schien des Vaters Stimme znzurufen: Kehre hein., es ist genug! — ich hörte darauf und gehorchte. Und nun, weißer Mann, folge mir zur Hütte hinab und schaue mein letztes Opfer.“

(Schluß folgt.)

Die englischen Stutzer früherer und jetziger Zeit.

Sahest Du, wohlwollender Leser und schöne Leserin, oder schöner Leser und wohlwollende Leserin, einen Menschen, dessen Körper Dir wie ein ungeheurer Blitzableiter und dabei schwankend, wie ein vom Winde bewegtes Rohr erschien; dessen Gesichtsfarbe Dich unwillkührlich an Korellasches Brustpulver erinnerte, dessen Kleidung einem früheren oder späteren, nur nicht dem gegenwärtigen Zeitalter anzugehören schien; betrachtetest Du sein Gesicht genauer, und fandest, daß eine unaussprechliche Ruhe ihren Sitz auf demselben ausgebreitet habe und daß kein zweiter Columbus hier auch nur eine Spur von Leidenschaft entdecken werde; warst Du vielleicht so glücklich einige Wörter aus seinem Munde zu vernehmen, und es sagte, falls Du nicht ein gründlicher Philologe oder mit einem

überaus feinen Ohre begabt bist, Dir eine dunkle Ahnung, daß diese Wörter entweder dem Plattdeutschen oder Englischen angehören: o, so kannst Du, wenn Du Dich nicht zu der Secte der Herrenhuter bekennst, in Gottes Namen darauf schwören, — oder, wenn dieser Anblick die Wett-Lust in Dir angeregt haben sollte, auch meinetwegen darauf wetten, Du habest einen englischen Dandy gesehen. Warst Du aber vielleicht schon lange neugierig auf diesen Anblick und war dies der einzige Wunsch, dessen Erfüllung das Geschick Dir bis jetzt unbarmherzig versagte; nun, so kannst Du getrosten Muthes, wie jener Weise Griechenlands, Dein εὕρηκα ertönen lassen und — der Welt Valet sagen: denn Du bist einem englischen Stutzer begegnet, einem Stutzer, welchen vielleicht der traurige Gedanke mit einer halben Million Pfund in der Hauptstadt seines Landes nicht Standesgemäß leben zu können, von seiner Insel nach dem Festlande getrieben hat; einem Stutzer, welchen wir hier mit allen seinen Eigenheiten und den durch die Zeit veranlaßten Metamorphosen betrachten wollen, wenn gleich die Geschichte desselben mehr der Gegenwart und Zukunft, als der Vergangenheit angehören dürfte.

Weit unterschieden von dem Dandy unserer Zeit ist der Beau des vergangenen Jahrhunderts; eine mürrische, rechthaberische Erscheinung, welche durch ihren eitlen Nationalstolz jeden Augenblick in Verlegenheit kam, da demselben die nationelle Form gänzlich abging. Die französische Tournure in London nachahmend und John Bulls Spötterei dadurch erregend, machte er sich jenseits des Kanals durch sein Prahlen mit dem Vaterlande eben so verhaßt als lächerlich, durch die große Ungeschicklichkeit, die er bei jeder Gelegenheit an den Tag legte. Während er so in London auf alle Weise die in französischen Manieren nachäffte, sich französische Tanz- und Fechtmeister hielt, den Roßbeef gegen französische Fricassés vertauschte und seine schönen Landsmänninnen unbeholfen und steif fand, setzte er in Paris einen Stolz darin, als Engländer aufzutreten. Hier suchte er seine nationelle Whims wieder hervor, erklärte in lästerlichem Französisch das Beefsteak für das non plus ultra der englischen Kochkunst: fand die französischen Speisen unverdaulich und geschmacklos, und erwiederte achselzuckend, wenn ihn ein Franzose fragte, wie ihm die französischen Damen gefielen, indem er einige barbarische Laute, die dem Pariser wie Hum! Hum, klangen, Je ne me connais pas en peintures. — Hält man gegen diese Skizze das Bild des heutigen Dandy; welche Verschiedenheit! Beide haben fast nichts mit einander gemein als das Gezierte; ein Kriterion, welches das Auge des Menschenkenners sowohl bei dem jungen Lappen als den Elegants von Paris und London herausfindet, und welches sie ihm als Schildträger der Mode bezeichnet. Betrachtet man das Gesicht des Dandy, so findet man besonders dreierlei darin: 1, Ruhe, 2, Ruhe, und 3, Ruhe. Ruhe! nichts als Ruhe ist es, die sich in demselben abspiegelt und es uns gänzlich unmöglich macht, von seinem Aeußern auf die Gefühle seines Innern, welche sich hinter diesem schlaffen Indifferentismus verschanzt haben, zu schließen. Seine Kleidung ist einfach, ohne glänzenden Prunk, indessen streng nach dem Geschmack der neuesten Mode, die freilich nicht selten das Gebiet des Schönen verläßt, und in das, der Carrikatur übergeht, geordnet. Auf fleckenlose Wäsche richtet er besonders sein Augenmerk, ja, er wechselt mehrere Male des Tages dieselbe, um nur stets recht sauber darin zu erscheinen. Im Umgange ist er zwar höflich aber dabei kalt, und seine Haltung — ohne Haltung. — Wenn man den Engländern schon im Allgemeinen den Vorwurf macht, daß sie selbst beim Sprechen durch Verschlucken der Endsilben auf Ersparniß der Zeit bedacht seien, so trifft dieser Tadel doch ganz besonders den Dandy, welcher außerdem noch Ton und Accent auf eine eigenthümliche Weise modificirt.

Er öffnet kaum die Lippen, und die zischelnde Zunge in geringer Entfernung von denselben haltend, stößt er, mit fast weiblicher Stimme, den Ausdruck seiner Gedanken so kurz als möglich hervor. Der Stutzer unserer Zeit ist ganz das Gegentheil von dem Cavalier aus Cromwell's oder dem Höfling aus Carl's des Zweiten Zeit. Bei diesen ist nichts von der Ruhe, dem Indifferenten zu finden; im Gegentheil, das muskelreiche Gesicht, in welchem sich alle Leidenschaften ausgeprägt haben, erscheint hier durch den sinnlichen Genuß fast geschwollen. Während der Dandy das glanzlose Auge, ohne Haltpunkt umher irren läßt, und gleich einem Mädchen, dem Mutter Natur einen etwas zu großen Mund verliehen, die Lippen ein wenig einzieht, treten beide dagegen keck, bei dem Stutzer jener Zeit hervor, der sich in seiner reichen Kleidung in stolzer Haltung nicht wenig brüstet. Eine eben so große Verschiedenheit findet auch in der Redeweise statt. Der Dandy der neueren Zeit befleißigt sich, wie wir eben gesehen, so viel als möglich der Kürze, ja, dies geschieht bisweilen auf eine Weise, die seine Sprache dem Ohr des Ausländers unverständlich macht, jedenfalls aber der Deutlichkeit schadet. Er würde es für ein Hauptvergehen, für einen groben Verstoß gegen alle feine Sitte ansehen, einen Fluch auszustoßen. Ja, dies Weibische, Schlaffe, zeigt sich nicht blos in den Lauten seiner Rede, sondern es geht auch auf die Vergleiche in derselben über, welche er sogar bisweilen bei den trivialsten Gegenständen anbringt.

Wir theilen unsern Lesern ein Pröbchen jener Ausdrucksweise in folgendem Gespräche mit, welches in einem Kaffeehause zwischen Foote und einem Dandy statt fand, wobei man sich denken muß, daß Foote mit lauter, starker Stimme, der Dandy aber in seinem weibischen Kauderwälsch sprach.

D. Kellner, eine Tasse Kaffee, schwach, wie eine in Ohnmacht fallende Dame, und kühl wie Zephir.

F. Kellner, eine Tasse Kaffee, heiß wie die Hölle, und stark wie der Teufel.

D. Bitte, Kellner, wie ist der Name des Herrn.

F. Bitte, Kellner, wie ist der Name der Dame. —

Der Cavalier hingegen, war in seiner stark tönenden Rede breit, und unterließ ihr durch kräftige Flüche, wie wir sie jetzt nicht in der copia vacabulorum eines Matrosen finden, eine angenehme Abwechselung und jenes freimüthige air zu geben, welches den Hof-Sitten Carl's II. charakteristisch war.

Während der Dandy unserer Zeit in Gesellschaft von Damen bei Tische Anstand nimmt, sich den Schenkel eines Huhns zu fordern, und mit lispelnder Stimme um den Flügel bittet, hatten die Stutzer jener Zeit, die lustigen Cavaliere Carl's II., Buckingham-Villiers, Schaftesbury, Rochester u. a. m. es bereits so weit gebracht, daß die Damen bei Tische die Augen fast gar nicht mehr aufschlugen, bis sie endlich, dieses lästigen Zwanges müde, zum Indifferentismus ihre Zuflucht nahmen, und die ärgsten Zweideutigkeiten ohne Erröthen anhörten. — Der Dandy besucht das Theater, aber nicht, um die Kunst der Darstellenden oder das aufgeführte Stück zu bewundern, sondern nur, weil es zur ordre du jour der feinen Welt gehört — weil es Mode ist. Er wird Euch daher selten etwas Anderes auf die Frage, wie ihm die Oper gefallen habe, antworten, als: er habe sich mit seinen Logen-Nachbarn vortrefflich unterhalten. Streng hält er übrigens darauf, daß nicht von seiner Umgebung irgend wie der Anstand verletzt werde; er ist hierin unerbittlich, und wird Euch, wenn ihr auch nur einen kleinen Verstoß gegen denselben begehet, gewiß für low bred (niedrig erzogen) halten.

So viel über das modische Treiben des Dandy. Aber es gab auch eine Zeit, und ach! sie ist leider für ihn dahin, wo er sogar in der Politik seinen Einfluß geltend machte: als

er noch aus dem Kaffeehause in's Parlement eilte, um durch seine Stimme nach Kräften für das Wohl Englands, Irlands und Schottlands zu wirken. Die Dandy's waren, wie ein treffliches über die Engländer erschienenes Werk sagt, der unerschütterliche Phalanx Castlereaghs, welcher, obgleich er sie einst schoolboys (Schuljungens) nannte, bis zu seinem tragischen Ende treu bei ihm aushielt, und sich so oft durch ihr Oh! Oh! oder to ordre! im Hause der Gemeinen bemerkbar machte.

So sehen wir im Anfange dieses Jahrhunderts den Dandy als ein leuchtendes Gestirn am hohen Himmel der Aristokratie; aber sein Glanz wird nach und nach schwächer, und die Sonne des Jahres 1833 erblickt ihn ohne allen politischen Einfluß, ihm nichts weiter als das Volum in dem Tribunal der Mode lassend. Gehen wir auf den Ursprung des modernen Dandy zurück, so finden wir, daß ihn die sonderbare Neigung in's Leben treten ließ, sich durch Etwas von andern Ständen, welche durch physische oder moralische Ueberlegenheit höher gestellt sind, zu unterscheiden. Was blieb ihm anders übrig, um sich vor dem Bier- oder Essigbrauenden Millionair bemerkbar zu machen, da er es durch Pracht und Reichthum nicht konnte, als eine größere Sorgfalt und Eleganz in der Wahl seines Anzuges. Der Weg der Gelehrsamkeit schien ihm zu dornenvoll, um durch Superiorität des Geistes seiner Neigung zum Auffallenden zu genügen; er affectirte also auf die bereits erwähnte Weise in seiner Sprache, indem er jene lispelnden Wörter hervorbringt, welche die, zum energischen Ausdruck im hohen Grade geeignete englische Sprache, wie wir sie in dem Munde eines Burke, eines Fox hören, sonst verschmäht. —

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht dieser Schilderung, durch das Bild des französischen petit-maitre und des Stutzers unserer Hauptstadt eine größere Ausdehnung zu geben; wir wollen dies indessen in einer nächst folgenden Nummern dieser Zeitschrift versuchen.

Emil Roesicke.

Die Kaschmir-Schawls.

Auch Deutschlands Damen wissen, wo das liebliche Thal Kaschmir liegt; es ist dies vermuthlich der einzige Ueberrest ihrer geographischen Schulkenntnisse, die letzte Ruine ihres so kindlichfromm in Asien erbauten Luftschlosses; Deutschlands Männer gestehen aber seufzend ein, daß sie Jean Paul's treffliche Contraverspredigt gegen Kaschmir und den Schawltanz kennen. Orientalischer Luxus überflügelt im Schlafe die somnambüle Kultur Europa's.

In Hinsicht der Lage gehört Kaschmir mehr Persien und der Tartarei an, als Indien, unter dessen Botmäßigkeit es eigentlich steht; Klima und Temperatur lassen nichts zu wünschen übrig; der periodische Regen erstürmt hier nicht, wie ein wüthender Riese, die blendend brennende Sonnenburg, worüber die wohlthätigen Genien der vier Compaßstriche einen schattigen Baldachin halten. Leider vertrieb nur in den letzten zehn Jahren die zügellose Tyrannei des Scheiks zweimalhunderttausend der rüstigsten Bewohner aus den stillen Hütten ihres friedlichen Thals. Unter den Mongolischen Kaisern beschäftigte das kleine Kaschmir dreißigtausend Weberstühle; unter den afghanischen Königen schmolz ihre Zahl auf achtzehntausend zusammen; jetzt giebt es deren höchstens sechstausend. Der Hauptmarkt für die Wolle, aus welcher man Schawls verfertigt, ist zu Kilghet. Es giebt zwei Arten dieser Wolle; die weiße läßt sich leicht färben, die aschgraue behält gewöhnlich auch im Gewebe ihre natürliche Couleur. Eine Ziege liefert im Durchschnitt jährlich zwei Pfund, das Waschen soll die Hauptsache daran sein. Die Schawls haben verschiedene Formen, Größen und Ränder. Die

Länder werden besonders fabrizirt, damit man sie an jedem Orte, nach Belieben und Geschmack des Käufers, dem Schawl anpassen kann. Die Türkei bleibt immer noch der beste und nächste Absatzplatz dieser Galanteriewaaren, wenn auch die Ausrottung der Janitscharen, der Sturz der Königsherrschaft in Kabul, und Lucknow's finanzieller Ruin neuerdings den grünsten Zweig vom üppigprangenden Baume abschnitten. Kaum vermag Europa's Galanterie die sinkende Wage noch in Schwung zu halten. Der Werth der alljährlich aus Kaschmir exportirten Schawls übersteigt nicht anderthalb Millionen Rupien. Randschit Snigh erhält davon zwei Drittheile als Steuer der gesammten Provinz; drei Viertheile davon soll er verkaufen, und das Uebrige kann er für seinen Hofstaat behalten. Die auf der Ausfuhr der Schawls von Kaschmir nach Bombay lastenden Abgaben sind ebenso bedeutend, daß ein Schawl, der in Amvizir fünfhundert Rupien kostet, in Bombay für neunhundert Rupien losgeschlagen werden muß. Dem ungeachtet fordert England, nach diplomatisch lobenswerther Sitte, ohne in kleinster Hinsicht diesen finanziell so sehr wichtigen Handel zu begünstigen, an Abgaben ein drittheil Kaschmir-Schawls mehr ein, als alle Fürsten Indiens zusammengenommen. Dies Geheimniß der britischen Wasser-Welt-Herrschaft beruht auf dem simpeln Prinzipe, daß die Mode eine Königin ist, die ihren Frohndienst streng einfordert, aber auch alle ihre Getreuen mit dem Ritterschlage der Thorheit oder dem Distelorden des Unglücks beehrt. Schiller, Deutschlands Hafiz, sang uns von dem „Mädchen aus der Fremde" eine ächt persische Ballade; und jenes herrliche Thal, bei frommen Hirten, das ist Kaschmir — die Winterresidenz von Persiens Nachtigall.

Die Heuschrecken der Wüste.

Eins der vorzüglichsten Nahrungsmittel der Araber sind die Heuschrecken, welche alle vier oder fünf Jahre von Osten in unermeßlichen Schaaren herkommen und die fürchterlichsten Verwüstungen anrichten. Alle Beduinen so wie die Bewohner der Städte in Nedschid und Hedschas sind gewohnt, sie zu essen. Zu Medina und Tayf sieht man Heuschrecken-Buden, in denen sie nach dem Maße verkauft werden. Der Araber wirft, um die Heuschrecke eßbar zu machen, sie zuerst in siedendes Wasser, dem eine beträchtliche Quantität Salz beigemischt ist. Nach einigen Minuten nimmt er sie heraus und trocknet sie in der Sonne. Kopf, Füße und Flügel werden dann abgerissen, der Körper von dem Salz gereinigt nnd vollens ausgetrocknet; hierauf schüttet er sie in Säcke zum Verkauf oder Vorrath. Von allen Beduinenstämmen verschmähen nur die von Sinai dies Nahrungsmittel.

Ceremonie nach der Taufe in Griechenland.

Wenn in einigen Gegenden Griechenlands ein Kind getauft ist, bereitet nach einigen Tagen die Hebeamme unter Zaubersprüchen ein Gericht und setzt es in der Nacht auf den Tisch, während die Hausthür offen bleibt. Darauf kommt der Miri und verzehrt die Speise, wenn es dem Kinde wohl gehen soll. Kommt aber das unbekannte Wesen, der Miri, nicht und bleibt das Gericht unangerührt, so hat das Kind nichts als Elend und Noth in der Zukunft zu erwarten. — Das Geschick, des Menschen wird also dort von einer naschhaften Katze oder hungrigen Ratte bestimmt.

Beilage

Beilage zu № 5 des Telegraphen von Berlin.

Den 3. Februar 1837.

Neueste Pariser Moden.

Die erste Vorstellung des Malek-Adel im Italienischen Theater zeigte uns keine so elegante Versammlung, als es der erhabene und intereressante Held der Madame C., erwarten ließ. Ohne Zweifel hatte der schöne Treulose der Wüste bei unseren Damen Erinnerungen erregt, welche der Coketterie unserer Tage zu entgegengesetzt waren, als daß sie hätten Gelegenheit zur Erfindung jener origineller Toiletten darbieten sollen, welche wir sonst bei neuen Opern wahrnehmen. Das Italienische Theater zeigte uns bei dieser Gelegenheit zwar elegante, aber auch nichts weiter als bekannte Moden. Das neueste was wir sahen, betraf nur den zum Schutz gegen die Kälte dienenden Putz, welcher zugleich denselben vor jeder Zerknitterung schützt. Der Cosak, dessen wir in unserer letzten Nummer erwähnten, umhüllt auf eine originelle und anmuthige Art die schönen Gesichter, welche darin mit Pelzwerk und Satin förmlich eingerahmt sind. Ebenso allgemein beliebt sind die Camalietten. Ihre Pelerin und Capuchonartige Form, macht sie ebenso geeignet für Ballanzüge als Negligées. Auch erwähnen wir der Bacquaises, eine Art Mäntelchen, welche nur bis an die Knie gehen, ohne Aermel und einem Capuchon welches durch Fischbein gehalten wird, versehen sind. Man trägt sie von Satin, auch von rosa oder blauem Reps, mit weißem Taffet gefüttert, und einer hohen schwarzen Kante besetzt. Wir sahen deren von schwarzem Satin, ringsherum mit einer Guirlande von farbiger Seide und mit kirschbrauner Seide gefüttert. Frau v. S., trägt eine schöne Basquaise von weißem Satin, ringsherum mit Bouquets von weißer Seide, und einer schönen weiß seidenen Kante geschmückt. Wir wollen hier noch der Polonaise, ebenfalls eine Art kurzer Mäntelchen, erwähnen. Die Aermel an derselben sind inwendig offen, um nicht den Aermel des Oberkleides zu drücken. Diese Polonaisen, welche man übrigens nur bei großen Toiletten im Theater trägt, machen sich überaus elegant bei schön gekleideten Damen. Man trägt sie von Satin oder gesprenkeltem Sammet und mit Hermelin oder Marder besetzt; einige sind sogar über dem Pelzwerk ringsherum mit Gold gestickt. Alle Farben sind gleich schön; grün, kirschbraun, kastanienbraun ꝛc. Damen, deren Geschmack einfach ist, können diese Polonaise in allen Seidenstoffen nachahmen, und zur Garnitur derselben Boas oder Pelerine, welche ihnen bereits zur Toilette gedient haben, benutzen. Unter den Toiletten, deren Eleganz eher zulässig ist, als die prachtvollen Hofcostüme, bemerkten wir viele Kleider von schwarzem Satin mit kurzen Aermeln; um den Leib ging ein Besatz von antiken Kanten; welcher keine Falten auf dem Leibchen bildet und auf der Brust durch einen Knoten oder Schleife von Perlen oder Steinen gehalten wird. Unten an den kleinen Aermeln ist ein dem Besatz der Leibchen ähnliches Revers, welches rund um die Aermel geht, wie das Untertheil eines Kinderhemdchens. Diese Art des Putzes wechselt mit den Manchetten ab, welche dem mageren Arme besser stehen, als die platten Revers, weil sie bis auf den Ellbogen gehen und den obern Theil des Armes zieren.

Die Abend-Toiletten bestehen besonders aus Kleidern von Popeline, brochirt, auch von afrikanischem Sammet, und sind entweder mit einem Volan von demselben Zeuge, oder mit einer schwarzen oder weißen Kante, welche sich nach der Mantille oder den Manchetten richtet, versehen. Eine Dame, welche zwei dergestallt eingerichtete Garnituren besitzt, daß sie dieselbe von dem einen Kleide auf das andere setzen kann, reicht vollkommen für die diesjährigen Wintermoden aus.

Der größte Theil der Leibchen ist einfach und die Aermel mit kleinen Revers erhöhen das Einfache derselben.

Nichts kleidet zu dieser Art von Kleidern besser als die kleinen Ueberfallkragen mit Spitzen, welche auf der Brust sich kreuzen und unter dem Gürtel aufhören. Durch die kurzen Aermel sind die Mitaine ungemein beliebt worden; man trägt dieselben von Kanten, schwarzem oder weißem Filet, und schwarzem Sammet. Alle diese Arten Handschuhe sind oben mit Bienenkörbchen von Blonden oder Band besetzt, sie sind sehr kurz über dem Handgelenk und man trägt zwei Phantasie-Bracelets dazu. Letztere Mode nimmt so zu, daß wir die Bracelets vielleicht bis auf die Mitte des Armes werden sehen können.

Einen schönen Anblick gewähren die Oberröcke von sammetartigem Satin, oder von Tuch, welche mit diesem besetzt sind. Die Aermel, welche größtentheils sehr breit sind, sind mit Sammet gefüttert.

Sehr schön machen sich die wattirten Capotes, auf welchen man nur einige einfache Blumen trägt.

In der Stadt sieht man viele Hüte von gesprenkeltem Sammet mit einer einzigen Feder. Eine Satin-Kante umgiebt sie, und läuft zweimal um den Deckel.

Herren-Moden.

In den Anzügen der Herrn hat sich noch keine Veränderung von Bedeutung wahrnehmen lassen. In den

Abendgesellschaften erschienen die Herrn in der Regel ganz schwarz gekleidet, und scheinen namentlich die schwarzen Beinkleider die weißen zu verdrängen. Ebenso geht es den weißen Halstüchern oder Cravatten, welche den schwarzen Atlasbinden Platz machen. Die Stoffe zu Westen sind sehr reichhaltig und trägt man jetzt sehr schöne von silber- und eisengrauem Brocate, deren Aussehen an die Ritterzeit erinnert. Die Westen von weißem Atlas, welche mit Einfassungen versehen sind, haben breite Klappen und sind von schwarzem Sammet.

Modekupfer *No.* 5.

1. Dame im Oberock von Atlas. Hut von Sammet.

2. Ein Wiener Herr im Soiréanzuge. Leibrock von braunem Tuch mit lil à grain Knöpfen. Kragen von Tuch; schwarze Casimir-Pantalons.

3. Eine Wienerin. Kleid mit Tuniqui von Gaze und Blonden. Kopfputz von einem Baret mit Federn und Blumen.

Telegraphiden.

In Leipzig ist von Fr. von Breitenstein: „die Kinder des Grabes" nach einer altdeutschen Sage, erschienen.

Die französische Sängerin, Mad. Falcon, bekam in Folge eines mit der Direktion der großen Oper neu abgeschlossenen Contracts erhält jährlich 30,000 Francs, 200 Francs für jede Vorstellung, und drei Monate Urlaub.

Im vergangenen Jahre wurden in Frankreich 6632 neue Werke und 1014 Kupferstiche und Lithographieen edirt.

Ein Herr Dumeril in Paris hat ein paar Bienenarten entdeckt, die ihre Nester in leere Schneckenhäuser bauen.

Zwischen London und Birmingham sollen jetzt zum Behuf kaufmännischer Correspondenz, Tag- und Nachttelegraphen angelegt werden.

In den Stürmen vom 25. bis 27. Decbr. sind nahe an 300 Schiffe, theils schwer beschädigt worden, theils untergegangen.

Vom Jahre 1832 bis zur Mitte 1836 sind durch Schiffbruch 1993 Schiffe von den Wellen verschlungen worden. Es kamen also auf das Jahr von diesen $4\frac{1}{2}$ Jahren 443 Schiffbrüche. Das unglücklichste Jahr seit langer Zeit war 1833, denn in diesem zählte man 680 Schiffbrüche.

Ein Büchsenmacher in Ensingwold in Yorkshire hat eine sogenannte Allarm Lampe erfunden, die sich sehr gut anstatt der sogenannten Selbstschüsse benutzen läßt, indem diese wegen der vielen dadurch veranlaßten Unglücksfälle nunmehr in England gesetzlich verboten sind. Die Lampe wird, wenn jemand in ihr Bereich kommt, augenblicklich angezündet und thut 15 bis 20 Schüsse, die man auf eine halbe Stunde weit hören kann. Man kann auch die Einrichtung treffen, daß die Lampe in diesem Falle Raketen steigen läßt. Eine Vorrichtung dieser Art verscheucht gewiß jeden Dieb, ohne daß ein Unschuldiger Gefahr läuft, durch sie an seinem Leben gefährdet zu werden.

Der heftige Orkan, welcher am 19. November v. J. wüthete, hat jenseits Ratzeburg eine $1\frac{1}{4}$ Stunde lange und 2 Fuß breite Spalte in der Erde hervorgebracht, welche im Schellsee endigt. Die Tiefe dieses Risses hat noch nicht ergründet werden können.

Der Sohn des spanischen Finanzministers hatte bei seinem Abgange von der Münchner Universität eine Insertionsgebühr von 48 Xr., im „Münchner Tageblatt" zu berichtigen vergessen und wurde von der Redaktion aufgefordert, diesen Betrag in einem Prima-Wechsel von London aus einzusenden.

Von Spindler heißt die neueste, eben erschienene Novelle: Die Kretin; sie spielt in der neuesten Zeit.

Die Königin Ranavold Mandschaka von Madagaskar will Gesandte nach Paris und London schicken.

Berichtigung.

In der Beilage zu No. 4. 1ste Seite, Zeile 2 von oben statt Hüte lies: „Elite".

Berlin, Druck und Verlag von W. Natorff & Comp.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ